

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Horst-Eberhard Richter

Wanderer zwischen den Fronten

Gedanken und Erinnerungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Vorspann	13
»Der Soldat James Ryan« und die Schwierigkeit, vom Krieg zu erzählen	15
Warum noch einmal erinnern?	24
Maschinengewehre hinter der Front	31
Desertion und Flucht	36
Kurze Freiheit in den Bergen	41
Hinter Gittern	44
Walser – Bubis	50
Patient unter prominenten Simulanten	55
Festredner in Österreichs »Führerstadt«	58
Zusammenbruch	60
Wer waren die ermordeten Eltern?	64
Liebe und neues Leben in der Ruine	69
Rache und Versöhnung	74
Gefährliche Suggestion	76
Die neue Welt der Psychoanalyse	80
Das Lebensthema: die unbewusste Dynamik von Machtverhältnissen	86
Im Kampf mit rassistischer Psychiatrie	92
Gentechnische Menschenzüchtung?	97
Vorbild E. H. Erikson. »Eltern, Kind und Neurose«	100
Vorbild Viktor von Weizsäcker. Psychosomatik in der Medizin	105
Im Strudel der 68er-Rebellion	108
Was mich mit einer gewandelten RAF-Gefangenen und ihrem Vater verbindet	113
Zwischen Extremisten, reformistischen Pionieren und konservativen Psychoanalytikern	119
Zehn Jahre im sozialen Brennpunkt »Eulenkopf«	123
Älterer Bruder unter den Pionieren der sozialen 70er Bewegung	130

Vorbild Willy Brandt. Demokratisierung aus dem Geist des Widerstands	133
Versuche, die Prothesengott-Medizin mit psychosomatischem Denken zu versöhnen	136
Begründung einer undogmatischen Anwendung der Freudschen Theorie: psychoanalytische Familientherapie ..	147
Gruppendynamischer Wahlkämpfer für Willy Brandt	153
Hintergründe des Kanzlersturzes	159
Ein großes Reformwerk für die psychosozialen Dienste. Und heute?	167
Lautloser Rechtsschwenk – Studie an zwei Rundfunk- und Fernsehsendern	173
Musste, wollte, durfte Oskar Lafontaine gehen?	175
»Der Gotteskomplex«	186
Warum mir Franz Josef Strauß und die CSU den Heuss- Preis verübelten	189
Wie ich zum Atomprotest inspiriert wurde	196
Volksaufklärer gegen die falsche Logik der atomaren Abschreckung	201
»Alle redeten vom Frieden«, eine oft missverstandene Satire	204
Denkwürdiges Streitgespräch mit Helmut Schmidt	207
Aufbau der Friedensärzte-Organisation IPPNW in Deutschland	218
Unterstützer der pazifistischen Dissidenten in der DDR. Von der Stasi schikaniert	221
Nobelpreis 1985 an die Friedensärzte IPPNW – Bonner Rufmordkampagne	233
Wanderer zwischen den Fronten in einer paranoiden Welt	238
Der Ex-Chef der US-Nuklearstreitkräfte gibt der Friedens- bewegung Recht	242
Exkurs über unerforschte, verkannte, missachtete Altersweisheit	245
Die Freundschaft mit Stefan und Inge Heym	249
Auf Gorbatschows Friedensforum in Moskau 1987	254

Eine internationale Initiativgruppe ohne Beispiel. Studie:	
Russen und Deutsche	260
Warum die deutsche Vereinigung psychologisch missglückte ..	266
Ein Kongressvortrag zu einem mich persönlich betreffenden Thema	272
Noch einmal Besuch bei Gorbatschow: »Linke wie Rechte sagen: Was ich mache, ist falsch.«	275
Gorbatschow, Brandt, Lafontaine – bemerkenswerte Parallelen	278
Mit den Unterschriften von 450 Wissenschaftlern gegen den Golfkrieg: Gespräche im Senat, im Repräsentantenhaus und im State Department in Washington	281
Zu Besuch bei den israelischen Friedensärzten	290
Fast ein Eklat am 50. Jahrestag der Wannsee-Konferenz	293
Bewegender Abschied von Willy Brandt	296
Gründung des deutsch-deutschen Müggelseekreises »Politische Selbstbesinnung« mit fünfzehn kritischen Geistern aus Politik, Kultur und Wirtschaft	299
Resümee aus dreißig etwas unkonventionellen Amtsjahren ...	306
Statt Ruhestand neue Projekte am Frankfurter Sigmund-Freud-Institut	316
Ewiges Thema: das Auseinanderdriften der Deutschen im vereinten Land	319
Als entschiedener Pazifist im Engagement gegen den Kosovo- Krieg	324
Warum Jakob Altaras, Bergrun und ich die »neue Auschwitz- lüge« unerträglich finden	332
Zwei Auszeichnungen als Höhepunkte der eigenen Lebensbilanz	337
Wer kümmert sich um die psychischen Kriegszerstörungen?..	340
Die Berge, der Vater, und ein paar Kristalle	346
Blauäugiger Träumer? Störenfried? Und warum immer noch engagierter Optimist?	349

Vorspann

Könnten Philosophen den Geist der Zukunft ergründen oder gar prägen, dann würde der Autor der nachfolgenden Notizen vor dem Zukunftsbild des Philosophen Peter Sloterdijk erzittern, nämlich vor einem »Weltalter, in dem der Unterschied zwischen Siegern und Verlierern« wieder mit »antiker Härte und vorchristlicher Unbarmherzigkeit an den Tag tritt«. Welche Selbstüberschätzung – aber auch bei denjenigen von Sloterdijks Gegnern, die gleich ihm den Eindruck erwecken, als werde der Ausgang dieser Debatte die Kultur des heraufziehenden Zeitalters prägen. Beide Seiten haben allerdings einen triftigen Grund, die Debatte überhaupt zu führen, nämlich zu versuchen, den tatsächlich beunruhigenden fundamentalen Orientierungskonflikt auf klärende Begriffe zu bringen. Nur sollten sie nicht verkennen, dass der Kurs der Kulturentwicklung maßgeblich von unberechenbaren Unterströmungen gelenkt wird, die gern missachtet, wer von der eigenen Struktur her die Macht der Intellektualität überschätzt.

In den vorliegenden Aufzeichnungen kann der Leser, wenn er will, einen alt gewordenen Mann in der Erfahrung begleiten, wie alles, was er je neu entdeckt und aufgegriffen hat, aus den Spuren seiner und der gemeinsamen Vergangenheit aufsteigt, die mit Hoffnungen, Illusionen, Angst, Trauer und Schuld immer in ihm anwesend ist. Allmählich habe ich verstanden, wie das mir von den Eltern und ihrer Generation vermittelte geistige Erbe und die darin enthaltenen Aufträge aussahen und wie ich darauf antworten sollte. Dann wurde ich von der Generation meiner Kinder mitgenommen, die – wie undurchschaut auch immer – eine drückende kollektive Verdrängung durchbrach. Ein kurzer sozialer Aufbruch zu humanisierenden Reformen, ökologischen und pazifistischen Visionen – dann das leise, aber unbeirrbar Vordringen des Neoliberalismus mit seinen psychischen Korrelaten der rücksichtslosen Selbstsucht, der Entsolidarisierung, des Kampfes um die Überholspur, dabei

immer tiefer in eine Megalomanie hineingleitend, in der die Produkte der Risiko-Technologie sich in die Dinosaurier-Ungeheuer aus Spielbergs Jurassic Park verwandeln, d. h. sich auch durch die höchstentwickelte künstliche Intelligenz immer schwerer zügeln lassen. Aber dagegen steigt eine Furcht auf, die Hans Jonas eine »ethische Pflicht« für den Erfolg seines »Prinzips Verantwortung« genannt hat. Eine Furcht, in der sich der in der Tiefe immer noch lauernde Allmachtswahn aus der mörderischen Vergangenheit meldet. Was heißt, dass die Chance zur Verteidigung eines humanistischen Weltbildes zuerst darin liegt, aufmerksam und unermüdlich in die Erinnerung hinabzuhorchen, was übrigens, wie der Autor zu entdecken glaubt, neuerdings vielen aus der Generation seiner Enkel viel selbstverständlicher erscheint als den inzwischen abgebrühten und gewendeten Alt-68ern.

Aber keine Angst, die nachfolgenden Notizen enthalten zwar auch Versuche des Autors, in der eigenen Lebensgeschichte den geistigen Wandel der Zeit zu erfassen, aber im Vordergrund steht die sehr persönliche Erzählung einer schlichten, manchmal mühseligen, überwiegend jedoch zuversichtlichen Wanderung eines Engagierten zwischen gesellschaftlichen Fronten.

»Der Soldat James Ryan« und die Schwierigkeit, vom Krieg zu erzählen

Ich glaube, mich in dem Soldaten James Ryan wieder zu erkennen, der in Spielbergs Film inmitten eines endlosen Feldes von Soldatengräbern noch einmal die Schrecken eines einzigen Kriegstages aus dem Jahre 1944 nacherlebt.

Ich bin etwa so alt wie dieser Ryan, vielleicht zwei Jahre älter. Aber ähnlich wie Ryan war es mir ergangen, als meine Truppe im Sommer 1942 auf dem Brückenkopf bei Woronesch am Don von den gut vorbereiteten Russen abgefangen worden war. Das gleiche Inferno vom Donnern der Abschüsse und Einschläge mit dem Surren und Pfeifen der Splitter in der verqualmten Luft, mit dem Schreien und Wimmern der Getroffenen und den zerfetzten Toten ringsum. Die eigene Truppe und die Russen ineinander verkeilt. Chaotisches Durcheinander. Riesenverluste. Teils war ich als Richtkanonier am Geschütz zum direkten Beschuss durchgebrochener russischer Panzer eingesetzt, teils zu vorgeschobener Beobachtung mit Spähtrupps unterwegs, um die verworrene Frontlage zu erkunden. Einmal waren wir in schwarzer Nacht zu zweit mitten unter russische Soldaten geraten. Aber wie der Soldat Ryan war ich wunderbarerweise davongekommen – gerade neunzehn war ich damals. Auch ich habe niemals diejenigen vergessen, die in jener Situation in meiner Nähe waren, etwa den älteren Oberwachtmeister, der mich ein paar Mal von Stellen weggeholt hatte, wo eine Minute später Granaten oder MG-Garben einschlugen. Auch ich habe wie Ryan heute eine Familie hinter mir – Frau, Kinder, Enkel, bereit, mich zu stützen. Ich habe ihnen etwas erzählt. Aber wie hätte ich ihnen vermitteln können, was davon damals in meinem Inneren zurückgeblieben ist, was mich verändert hat?

Der Soldat Ryan hatte seine drei Brüder im Krieg verloren. Ich hatte, als ich aus dem Krieg und Gefangenschaft zurückkam, überhaupt keinen mehr aus meiner früheren Nähe. Geschwister

gab es ohnehin nicht. Die Eltern waren Monate nach Kriegsende von betrunkenen Besatzungssoldaten auf einem Spaziergang überfallen und erstochen worden. Die Mutter hatte sich gewehrt. Der Vater hatte ihr helfen wollen. Weit verstreut in der Welt wohnten ein paar entfernte Verwandte, die ich aber nie näher kennen gelernt hatte. Doch da ist ein wesentlicher Unterschied zu Ryan. Der hatte auf der gerechten Seite gekämpft, ich hingegen auf der Seite der Schuldigen. Das Kriegsszenario war das Gleiche, aber ich war als Aggressor, nicht als Befreier in die Schlacht geworfen worden. Und ich hatte gewusst, dass es die falsche Sache war, so wie es auch schon falsch und schlimm gewesen war, was ich als Schüler an Schikanen gegen meine jüdischen Mitschüler und deren Familien mitbekommen hatte, die nach und nach ausgewandert waren.

* * *

Vor ein paar Tagen habe ich im Frankfurter Sigmund-Freud-Institut, das ich als 76-Jähriger immer noch leite, einen Vertrag mit der Feuerwehr unterschrieben. Es geht darum, Feuerwehrleute durch Fortbildung und Supervision zu unterstützen, dass sie die bedrückenden Erfahrungen mit Opfern von Bränden oder schweren Verkehrsunfällen besser verarbeiten können. Endlich ist es nun ins öffentliche Bewusstsein gedrungen, dass die grauenhaften Bilder von Katastrophen psychische Schäden zurücklassen können, Ängste, depressive Reaktionen, psychosomatische Störungen, chronische Gereiztheit; und dass zur Überwindung eine professionelle Unterstützung angebracht ist.

Heute sieht das jeder ein. Aber wen hat es schon interessiert, was das massenhaft organisierte Morden in der Psyche des Soldaten Ryan und der meinigen angerichtet hat? Das waren damals keine Unfälle aus Unachtsamkeit oder durch technische Mängel – wie kürzlich im Falle mehrerer Flugzeug- und Eisenbahnkatastrophen. Sondern es war ein planmäßiges gegenseitiges Umbringen und Verstümmeln mit Hilfe extra zu diesem Zweck laufend modernisierter

Vernichtungsmaschinen. Es war die Erniedrigung von zivilisierten jungen Männern zu Handlangern der puren Unmenschlichkeit. Hat jemand damals etwa gefragt, was da in den Beteiligten passiert und zurückgeblieben ist? So wie der ehemalige Soldat Ryan sich mit Mühe und gebeugt zwischen den Kriegsgräbern bewegt, merkt man ihm die Last an, die ihn drückt, obwohl er gewiss manche Ehrungen erlebt und zu hören bekommen hat, welche hohe patriotische Pflicht er erfüllt habe, nämlich dass er in heldenhafter Weise zur Niederschlagung eines Menschheitsfeindes beigetragen hat. Aber ob ihm das viel geholfen hat?

Auf dem Schlachtfeld selbst löst sich das moralische Gefälle auf. Da machen die Regeln des wechselseitigen Mordens Freund und Feind gleich. Da regiert die nackte Brutalität zwischen Menschen, die persönlich miteinander nicht verfeindet sind und vielleicht ein paar Jahre später als vereinte Waffenbrüder gegen einen neuen gemeinsamen Feind in Stellung gehen mögen. – Im Moment ist es gut zu töten, um nicht getötet zu werden. Skrupel sind lebensgefährlich. Erst später kommt das Erwachen, wie aus einem partiellen Koma: Man erkennt sich nicht mehr selbst darin, was man mitgemacht hat. Ich muss mich indessen fragen: Hatte ich dieses Los nicht freiwillig gewählt?

* * *

17 war ich gewesen, da hatten wir auf der Schule zwischen drei Möglichkeiten zu wählen. Die erste, mit Notabitur gleich zum Militär und aktiver Offizier werden; die zweite, sich nach dem Abitur und Arbeitsdienst zu einer beliebigen Waffengattung einziehen lassen; die dritte, nach Abitur und Arbeitsdienst zu einer selbst ausgesuchten Waffengattung einrücken und zum Reserveoffizier ausgebildet werden. Ich hatte mich für die dritte Möglichkeit entschieden und die leichte motorisierte Artillerie ausgesucht. Die gleich zum Militär wollten, das waren die schneidigen HJ-Führer, die eine Kategorie für sich bildeten. Ich war mit Vaters Hilfe von der HJ frühzeitig

freigekommen und brannte darauf, bald Medizin und Philosophie zu studieren. Aber weil dem Kriegsdienst ohnehin nicht zu entrin-
nen war, hatte ich die Lösung drei vorgezogen, da würde man viel-
leicht in der Ausbildung weniger malträtirt werden, und bei der
motorisierten Artillerie würde ich es wohl zumindest leichter haben
als bei der Infanterie.

* * *

Bei der Abfahrt nach Russland Februar 1942 hatte ich der Mutter
den Wunsch abgeschlagen, mich zum Bahnhof zu begleiten, aus
Furcht vor einem öffentlichen sentimentalischen Abschiedsdrama. In
Wahrheit ging es natürlich darum, dass ich meinen eigenen Ablös-
ungskonflikt vor mir hatte verbergen wollen. Nach 14 Tagen Bahn-
fahrt und ein paar Fußmärschen war ich endlich bei meiner Truppe
angekommen, die im Winter auf dem Vormarsch nach Moskau
stecken geblieben war. Ein einziges Mal hatte ich einen professionel-
len Seelenhelfer erlebt. Das war der Divisionspfarrer mit einem gro-
ßen silbernen Kreuz auf der Brust, der den Soldaten vor der großen
Offensive 1942 so etwas wie innere Stärkung vermitteln wollte oder
sollte. Aber was bekamen wir zu hören? Dass es eine gute Sache sei,
die Russen vom gottlosen Kommunismus zu befreien. Es war
nichts anderes als eine christlich verkleidete Einpeitscher-Rede.

Meine Artillerie-Einheit hatte schon in Frankreich gekämpft. Die
Leute wirkten abgebrüht. Sie verrichteten ihr befohlenes Geschäft
als ein verdammtes Muss. Da war keine Begeisterung, keine Idee, für
eine *gute* Sache, nicht einmal gegen eine *böse* zu kämpfen. Von
einem Tag zum anderen mit unberechenbaren Situationen zurecht-
zukommen, das war ihr Thema. Keinen traf ich, der an die uns einge-
redete politische Mission dieses Feldzuges glaubte. Vor dem Iwan
hatten sie Respekt. Noch wagte niemand, seine Zweifel am Erfolg
des Unternehmens offen zu zeigen. Komisch fanden sie es allerdings
schon, dass der aufs Ritterkreuz versessene Batteriechef bangte, ob er
seinen Dienst-BMW nach Kriegsende wohl behalten dürfte.

In der sozialen Hierarchie fand ich mich zunächst ganz unten, bis ich mich durch einige Tests als recht tauglicher Richtkanonier ausgewiesen hatte. Die Maßstäbe für soziale Anerkennung widersprachen sonst mitunter krass den bürgerlichen Konventionen. Bewundert wurde ein Leichtfuß, der schon acht Jahre Knast hinter sich hatte, aber einmal ganz allein, fast deckungslos, mit dem Flieger-MG eine Russen-Attacke abgewehrt hatte. Der zog auch seinen Kopf am MG im Geschosshagel russischer Tiefflieger nicht ein.

Als ich zu Beginn der Großoffensive zwischen Kursk und Orel den ersten jungen Deutschen bäuchlings im Gras liegen sah, ohne äußerlich erkennbare Verletzung, drehte ich ihn um und startete auf einen Kopf, dem das Gesicht weggerissen war. Nie habe ich den Anblick vergessen, weil bei mir an jenem Tag noch nicht die Routine der Gefühlsabtötung funktionierte, die dann nach und nach einsetzte und dafür sorgte, dass ich fortan den hundertfachen Anblick von Verstümmelten ohne panisches Erschrecken ertragen konnte und ohne von den Bildern im Nachhinein verfolgt zu werden. Das ist ein psychohygienischer Mechanismus, der wie ein Anästhetikum funktioniert. Die schaurigsten Bilder der Zerstörung dringen nicht mehr ins Sensorium durch. Es setzt eine partielle Apathie ein. Hunger und Schlaf werden nicht mehr gestört. Aber anders als unter Psychopharmaka kommt es nicht etwa zu einer dösen Benommenheit, sondern man kann jederzeit blitzartig reagieren, um die Tötungsinstrumente zu bedienen oder in Deckung zu springen. Man lebt nur noch mit einem Teil-Selbst, als eine rudimentäre Person. Das schützt vor innerem Chaos, vor Verzweiflung und manchen Ängsten. Wenig beeinträchtigt ist der Gehorsamsautomatismus. Der ist bereits in der Rekrutenzeit in der Kaserne weitgehend eingeschliffen worden durch eine Methode unsinniger Kommandos, die nur bei Unterdrückung kritischen Denkens ertragen und mechanisch befolgt werden konnten. Die angedrohte Kriegsgerichtsstrafe bei Befehlsverweigerung funktioniert als unwiderstehliche Erpressung. Bezeichnend übrigens, dass immer von Befehlsverweigerung geredet wird, wenn Gehorsamsverweigerung

gemeint ist. Als ob die Befehlenden sich gleich mit in das Bedrohungssystem eingeschlossen fühlen sollen.

Eine andere Lösung, als durch solche Abstumpfung unter dem mir unausweichlich scheinenden Zwang zu überleben, kam mir zu keiner Zeit in den Sinn. Wenn ich heute bei Cora Stephan (»Das Handwerk des Krieges«) lese, wie herrlich der Krieg den Mann zum Manne mache, und ich meine damalige Schrumpffexistenz als Maschinenbediener dagegen halte, kann ich über die Realitätsverknennung besagter Autorin nur lächeln. Das geölte Funktionieren an technischem Kriegsgerät bei Abspaltung der zentralen Anteile des persönlichen Selbst halbiert Männer zu routinierten Robotern – das ist der moderne Krieg. Wenn ich zwischendurch als vollständige Person präsent war, dann in den kurzen Fluchten in Träume, in das Schreiben von Briefen, oder einige Minuten zu Hölderlins Hyperion, Nietzsches Gedichten oder platonischen Dialogen. Da fühlte ich, wie ich wieder sein würde, wenn der Höllenspuk ein Ende nähme. So fern dieser Augenblick auch sein mochte, in der Phantasie nahm ich ihn oft vorweg, um mir einreden zu können, den momentanen unausweichlichen Ausnahmezustand wie eine bloße Unterbrechung meiner eigentlichen Lebensgeschichte bewältigen zu müssen.

* * *

Mehrmals hatte ich später versucht, den drei Kindern etwas von meinen Russlandkrieg-Erlebnissen zu erzählen. Aber jedes Mal hatte ich bald gestockt. Was war davon erzählbar? Doch nichts von dem echten Grauen, wie es Spielbergs Antikriegsfilm einigermaßen getroffen hat. Und das Menschliche, was man Kameradschaftsgeist nennt, das Einstehen füreinander, manche verwegene Hilfeleistung, Augenblicke spontaner Humanität, kurze anrührende Begegnungen mit russischen Bauern, Frauen und Kindern? All das konnte wieder täuschend klingen in der Falschheit des Ganzen – nach echten Idyllen oder spannenden Abenteuern, so wie man meine Gene-

ration einst auf der Schule betrogen hatte mit den Heldengeschichten des Ersten Weltkrieges: Langemarck, Verdun, Fort Douaumont, Somme, Ypern, und mit Ernst Jünger: »Der Krieg ist unser Vater, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an.« Bei jedem Satz, den ich zu Hause beim Erzählen vom Krieg herausbrachte, war ich unsicher, ob man mich nicht missverstehen würde. Dabei lag mir so vieles davon auf der Seele. Selbst wenn ich mal wiederzugeben versuchte, was ich gesehen, gehört und gemacht hatte, so war das ja immer nur die *eine* Seite. Die andere, die Angst, die Spannung hinter der Selbstbetäubung, der Ekel, der Zynismus als Abwehr von Verzweiflung, das ließ sich ohnehin nicht beschreiben. Eine ungefähre Ahnung davon, was da psychisch abläuft, kann ein Film wie »Der Soldat James Ryan« aufkommen lassen. Aber gerade deshalb haben sich viele aus der mittleren Generation den Film nicht zumuten wollen. Was sie über die ersten zwanzig Minuten von der Schlacht an der Normandie-Küste gehört oder gelesen hatten, erschien ihnen zu schrecklich. Verständlich, aber schade. Denn so sieht militärisches Gemetzel tatsächlich aus. Und das sollte im Kopf haben, wem eingeredet wird, dass Krieg wieder zur Normalität gehöre und dass es gut sei, dass Deutschland schon wieder in die Spitzengruppe der Exporteure der Waffen aufgestiegen ist, die neue Kriege führbar machen.

* * *

Als ich mich nach dem Spielberg-Film schwerfällig aus dem Kinossessel erhebe, drückt Bergrun, meine Frau, mir die Hand. Mir fällt ein, dass ihr Vater mit einer entstellenden Handverwundung und mehreren Granatsplittern im Körper aus dem Ersten Weltkrieg heimgekommen war. Der war Pazifist geworden, religiöser Sozialist. Zwölf Jahre von den Nazis schikaniert, immer wieder von der Gestapo verhört, als Pädagogik-Professor bereits 1932 entlassen. Bergrun war Liebling des Vaters gewesen. Jemand hatte ihr mal

gesagt, sie habe ein jüngeres Abbild ihres Vaters geheiratet. Mir hatte der Vergleich anfangs nicht behagt, weil ich mir den Schwiegervater nach dem Krieg kämpferischer gewünscht hätte. Der hatte resigniert, als er um sich herum die rasche erfolgreiche Anpassung vieler ihm bekannter Nazis sah. Zudem hatten ihn paranoide Ideen befallen. Auf der Straße oder in der S-Bahn machte er plötzlich kehrt oder stieg auf der nächsten Station aus, weil er sich wieder von Gestapo-Leuten beobachtet und verfolgt glaubte.

* * *

Der Soldat Ryan hatte sich geweigert, als man ihn nach dem Kriegstod seiner drei Brüder nach Hause schicken wollte. Es ging ihm darum, seinen Kameraden gegen die anrückenden Deutschen beizustehen. Auch ich hätte mich, wenn ich es gewollt hätte, vielleicht noch weigern können, als mich der Truppenarzt beim Vorrücken auf Stalingrad eines Tages unerwartet ins Lazarett schicken wollte. Ich hatte mich gar nicht besonders krank gefühlt. Nur hatte ich bemerkt, dass ich nicht mehr klar sehen konnte. Und beim Trinken war mir das Wasser oder der Tee wieder aus der Nase herausgelaufen. Und die Stimme war mir weggeblieben, so dass ich nur noch zu flüstern vermochte. Ob ich vor kurzem eine Halsentzündung gehabt hätte, hatte mich der Arzt gefragt. Das hatte ich bestätigt. »Dann war das eine Diphtherie. Jetzt haben Sie Lähmungen einiger Hirnnerven, und bald wird das auch in die Arme und Beine gehen. Sie müssen zurück ins Lazarett.« So viel hatte ich mir schon von Medizin angelesen, dass ich die abgelaufene Infektion, bei der mir der Hals angeschwollen war, als Diphtherie erkannt zu haben glaubte. Ich hatte einem kleinen russischen Jungen auf Wunsch der Eltern in den Hals geguckt, da war mir der für Diphtherie beschriebene süßliche Geruch aufgefallen. Von den neurologischen Komplikationen der Diphtherie, die der Arzt nun offenbar bei mir diagnostizierte, wusste ich nichts. Aber ich vertraute ihm. Mein Hauptmann protestierte, aber der Arzt blieb fest. So wurde ich

ahnungslos vor der Katastrophe bewahrt, die meinen Kameraden bevorstand, die direkt in den Todeskessel von Stalingrad hineinmarschierten. Mein Retter war der kleine russische Junge gewesen. Ob er überlebt hat?

* * *

Wochen später verfolgte ich die Stalingrad-Tragödie am Radio und in der Zeitung, während ich mit den vorausgesagten Lähmungen an den Beinen in einem deutschen Reservelazarett lag. Nie habe ich einen Kameraden aus meiner Feldtruppe wieder gesehen. In diesen Wochen der Kesselschlacht von Stalingrad begriff ich erstmalig das ganze Ausmaß der Verantwortungslosigkeit Hitlers, der seinem Größenwahn ein paar Hunderttausend Menschen opferte, die sich durch einen rechtzeitigen Rückzug hätten retten können. Umso mehr empfand ich die eigene Rettung als Gnade. Dennoch fühlte ich mich irgendwie beklommen, als hätte ich mich unberechtigt aus einem Schicksal davongestohlen, das ich mit den anderen hätte teilen müssen. Warum sollte ich etwas Besseres verdient haben? Die allermeisten, die ich an der Front näher kennen gelernt hatte, waren genauso wenig gesinnungstreue Hitlersoldaten wie ich. Sie waren illusionslose, herumgestoßene Teile einer bis ins Letzte durchprogrammierten Maschinerie. Der an uns allen verübte riesige Betrug war mir ja selbst auch erst hier in meinem inselartigen Lazarett-Dasein aufgegangen.

Warum noch einmal erinnern?

Warum bin ich eigentlich so sehr darauf versessen, noch einmal diese alten Erinnerungen zu überprüfen? Der Spielberg-Film war der Auslöser. Aber es kommt anderes hinzu. Zum Beispiel ein Vortrag, den ich gerade zur Einführung in die Ausstellung über die Wehrmachtsverbrechen, die in Bonn Station macht, entwerfe. Dazu haben mich Freunde aus der ärztlichen Friedensorganisation IPPNW eingeladen. Und noch ein weiterer Grund: Ich bin gerade von einer Erkrankung genesen, die mich mehr erschreckt hat als manche gesundheitlichen Indispositionen der letzten Jahre. Nach einer Zahnoperation war ich von einer absoluten Herzarrhythmie befallen worden, die zunächst allen medikamentösen Korrekturversuchen getötzt hatte. Dass ich ausgerechnet diesem Organ, das mir noch vor ein paar Monaten einen völlig komplikationslosen Ski-Marathon im Engadin gestattet hatte, nicht mehr trauen konnte, hatte mich erheblich geängstigt. Nun hat man die Funktion durch eine elektrische »Kardioversion« und ein Medikament wieder in Ordnung gebracht. Aber immer noch horche ich mit einiger Unsicherheit in mich hinein, ob der Takt stimmt. Jetzt überlege ich, ob ich nicht einiges noch genauer regeln sollte, um der Familie klare Verhältnisse zu hinterlassen. Und da geht es eben nicht nur um äußere Sachen. Zwar habe ich vor fünfzehn Jahren schon einmal viel Autobiografisches notiert. Aber das war längst nicht alles. Gerade in letzter Zeit ist noch vieles in mir hochgekommen, was ich noch nicht gesagt habe und was zumindest meine sechs Enkel noch erfahren sollten.

Irgendwo habe ich gelesen, dass die Flakhelfer-Generation nichts mehr zum aktuellen Diskurs im Lande beizutragen habe. Auch das hat mich gereizt, mich noch einmal zu Wort zu melden, obwohl ich sogar den Flakhelfern noch um einige Jahre voraus bin. Und diese vier, fünf Jahre habe ich schon immer als eine gewaltige Entfernung empfunden. Denn die Flakhelfer hatten es nach mei-

nem Eindruck leichter, über ihre kurzen Erfahrungen an der Flak oder in irgendwelchen letzten Widerstandsnestern zu erzählen, während die nicht sehr vielen Überlebenden meiner eigenen Altersgruppe, die einen größeren Teil der zwölf Jahre des Nazi-Ungeistes und in voller Wachheit aktiv den Krieg mitgemacht hatten, meist verstummt waren.

Oft habe ich mich gefragt, ob und wie die deutsche Nachkriegsgeschichte vielleicht anders verlaufen wäre, hätten die Hunderttausende aus meiner Altersklasse, die im Kriege geblieben sind, noch mitreden können. Manches Mal habe ich mich nach dem Kriege wie ein heimlich Beauftragter meiner getöteten Freunde gefühlt, die keine Lehre mehr weder aus dem mit ihnen getriebenen Missbrauch noch aus der eigenen blamablen Verblendung ziehen konnten.

Im Notieren meiner Geschichte will ich aber vor allem auch für mich selbst noch einmal bessere Klarheit schaffen. Im Erinnern lernen, wie viel von bewusster oder unmerklicher Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in dem steckt, wie ich geworden bin und was ich inzwischen gemacht habe. Natürlich bleibt dabei immer offen, inwieweit mir der unbewusste Wunsch, es möge so gewesen sein, wie ich es heute haben möchte, einen Streich spielt.

* * *

Es kommt mir gelegen, dass ich dieser Tage den Vortrag in Bonn aus Anlass der dortigen Ausstellung über Verbrechen in der deutschen Wehrmacht zu halten habe. Zwar bin ich gesundheitlich noch nicht wieder voll bei Kräften, aber ich hatte den einladenden Freunden eine Absage nicht zumuten wollen. Obwohl ich im wesentlichen frei sprechen werde, habe ich mir zur Sicherheit einen kurzen Text bereitgelegt:

Die Ausstellung über Verbrechen der deutschen Wehrmacht, die jetzt auch nach Bonn kommt, hat bereits in einer Reihe deutscher

Städte viel bewegt: Entsetzen, Schaudern, aber auch stürmische Proteste. Sie dokumentiert einen Ausschnitt aus einer bestimmten Periode des Russlandkrieges. Sie demonstriert speziell die Massaker, die von Truppenteilen an der jüdischen Bevölkerung in eroberten Gebieten verübt worden sind. Sie widerlegt die verbreitete Vorstellung, derartige Verbrechen hätte sich nur die SS geleistet.

Sicherlich war der zahlenmäßige Anteil der Wehrmachtsoldaten, die zu diesen Massakern befohlen wurden, eher gering. Aber wie hätten sich denn die anderen verhalten, wäre an sie der Befehl ergangen? Aus dem Dokumentationsmaterial ist ersichtlich, dass es offenbar einen weit verbreiteten automatischen Gehorsam gab, der diese organisierten Mordaktionen möglich machte. Diese widerstandslose Hörigkeit der ausführenden Täter ist fast noch schrecklicher und unheimlicher, als es die Taten selbst waren. Man fragt sich, wie es den Angehörigen eines anscheinend hochzivilisierten Volkes möglich war, auf bloßes Kommando hin wehrlose Bürger, darunter Frauen und Kinder, scharenweise niederzuzumetzeln. Oft kommt die verlegene Antwort: Es sei unfassbar, unerklärlich. Die Vorstellung, dass vielleicht die eigenen Väter oder Großväter beteiligt gewesen sein könnten, wird von vornherein als absurd verworfen. Vielleicht waren die ja auch nicht dabei – oder doch?

Die große Zahl der Gehilfen bei diesen Terroraktionen beweist untrüglich, dass nicht etwa nur ausgesuchte Killer, sondern dass reguläre Einheiten am Werke waren, was heißt, dass normalsinnige, normal erzogene Männer aus allen sozialen Schichten fähig waren, gegen ihr natürliches moralisches Empfinden die scheußlichsten Untaten zu begehen. Wer da sagt, das sei schlechthin unfassbar, der drückt damit nur aus, dass er selbst himmelweit von solcher Anfälligkeit entfernt zu sein glaubt. Aber das ist eben eine Illusion. Die Bereitschaft, sich moralisch total korrumpieren zu lassen, ist offenbar viel weiter verbreitet, als man sich das eingestehen will. Das Milgram-Experiment, das viele von Ihnen wahrscheinlich kennen, beweist, dass man sonst völlig unauffällige Menschen

zu einem hohen Anteil unter gewissen Umständen dazu bringen kann, ihr Mitgefühl auszuschalten und andere in lebensbedrohlicher Weise zu quälen. Voraussetzung ist, dass sie sich einer scheinbar Achtung gebietenden Autorität bereitwillig unterworfen haben. Ist dieses Abhängigkeitsverhältnis erst einmal etabliert, sind die Betroffenen bereit, ihr Gewissen so massiv zu unterdrücken, dass man sie zu den schlimmsten Grausamkeiten anstiften kann. Am Ende bereitet es ihnen sogar größere Skrupel, sich der befehlenden Instanz zu widersetzen, als auf deren Geheiß kriminell zu handeln.

Nun könnte man sagen, die Vollstrecker der Mordbefehle, die man in der Ausstellung besichtigen kann, seien eben nur praktisch entmündigte Werkzeuge ihrer verbrecherischen Führung gewesen. Richtig daran ist, dass wahrscheinlich viele sich zu den angeordneten Grausamkeiten gegen Menschen zwingen mussten, gegen die sie persönlich keinerlei Hass empfanden. Aber die vollständige Abtretung der Eigenverantwortung war nichts anderes als eine schuldhafte Selbstentmündigung. Viele, die sich widersetzt haben, sind heil davongekommen. Wenn ich hier über diese Dinge rede, so nicht von einer Warte der Selbstgerechtigkeit aus. Ich habe selber 1942 in der 6. Armee gekämpft, in der Verbrechen verübt worden sind. Weder bin ich persönlich in meiner Widerstandsfähigkeit durch einen unmenschlichen Befehl getestet worden, noch habe ich von entsprechenden Gräueln auch nur gehört. Dennoch fühle ich mich als Angehöriger der Truppe, in der solche Exzesse stattgefunden haben, mitbelastet. Im übrigen konnte ich für mich persönlich ohnehin keinen klaren Trennungsstrich ziehen zwischen verbrecherischem und üblichem kriegesischen Töten. Beim Vorrücken unserer Truppe habe ich viele zivile Tote in den Dörfern gesehen, die wir beschossen hatten. Ich wusste, dass wir ein ahnungsloses Volk überfielen. Wir dienten, wie uns die Propaganda lehrte, einem fanatischen rassistischen Vernichtungswillen Hitlers, der in den Massakern, von denen die Ausstellung einige sichtbar macht, nur seinen barbarischsten Ausdruck fand.

Die an den Vortrag anschließende Diskussion verläuft erfreulich angenehm, wozu ein pensionierter höherer Bundeswehroffizier beiträgt, der die Ausstellung bejaht und sie vor allem auch als wichtiges Lehrstück für die jungen Bundeswehrsoldaten lobt. Allerdings hat die Veranstaltung mit dem Namen des Referenten nur ein spezielles, kritisches, auf die Ausstellung neugieriges Publikum angelockt. Im Bonner Generalanzeiger wird der Vortragsabend mit keinem Wort erwähnt werden.

* * *

Nachtrag nach 12 Monaten:

Zwei Historiker, der Pole Bogdan Musial und der Ungar Kristián Ungváry, haben inzwischen nachgewiesen, dass manche Fotos der Ausstellung mit Sicherheit oder mit hoher Wahrscheinlichkeit gar keine deutschen Wehrmachtsverbrechen belegen. Abgebildet sind u. a. exhumierte Opfer des russischen NKWD, die von deutschen Soldaten betrachtet werden, ferner Hinrichtungen von Deserteuren und Erschießungen durch SS, SD oder Polizei. Unter dem Druck der aufgetretenen Kritik zieht Jan Philipp Reemtsma, Leiter des verantwortlichen Hamburger Instituts für Sozialforschung, die Ausstellung vorläufig zurück. Panne? Oder war es nicht vielmehr der anklägerische Antrieb, dem die historische Sorgfalt zum Opfer fiel? Reemtsma hatte sich bereits durch die häufiger verwendete Formel angreifbar gemacht, *nicht alle* Wehrmachtsoldaten hätten sich an Verbrechen beteiligt, aber – so klang es, wohl die *meisten*? Das wäre gewiss eine haltlose Verkehrung der Proportionen.

Indem die Verantwortlichen mit ihren nunmehr nachgewiesenen Flüchtigkeiten den Anschein erwecken, dass ihr Bezichtigungseifer mit der aufklärerischen Absicht konkurriert hat, erschweren sie den lange versäumten offenen Dialog zwischen den Generationen, der so nötig ist. Zahlreiche Überlebende der Wehrmachtsgeneration könnten und sollten noch zum Reden ermutigt werden. Aber davon kann sie der Eindruck abhalten, sie sollten nicht erzählen,

sondern nur gestehen. Die Jüngeren wollten lediglich entlarven und verurteilen und nicht auch begreifen und mittragen. Eben diese Bereitschaft ist indessen bei den Enkeln durchaus vielfach vorhanden, wie mühsam es für diese auch ist, sich das damalige Leben in der totalitär organisierten Inhumanität vorzustellen. Wüsste ich nicht von den eigenen Enkeln, wie wichtig es ihnen ist, die Vergangenheit besser zu verstehen, deren Spuren bis in ihre Gegenwart hineinreichen, hätte mein Antrieb vielleicht nicht ausgereicht, mit dem Schreiben dieses Buches zu beginnen.

Die Enkel müssen besichtigen, wie viel an Menschlichkeit jenes Regime des mörderischen Ungeists zerstört hat. Aber sie müssen auch erfahren, dass und wo und von wem unverantwortliche Befehle missachtet wurden, wo persönliches Verantwortungsbewusstsein und Mitgefühl über Gehorsamsautomatismus und Verrohung gesiegt haben. Solche Zeugnisse sollten auch gezeigt werden, wo das Bild *der* Wehrmacht vermittelt werden soll – nicht um diese Beispiele gegen die verübten Ungeheuerlichkeiten aufzurechnen, aber um es den Enkeln zu erleichtern, mit einem geistigen Erbe ohne innere Abspaltung zu leben. Da waren zum Beispiel die jüdischen Schöpfer des Holocaust-Museums in Washington weiser als die Hamburger Ausstellungsmacher. Jene haben am Rande der großen Dokumentation des schaurigsten Völkermordes den Lebensweg und die Rettungstaten des Deutschen Oskar Schindler auf einer großen Ausstellungswand ausführlich nachgezeichnet, offenbar ohne zu befürchten, den Eindruck der furchtbaren Verbrechen abzuschwächen oder zu einer Überschätzung des Ausnahmebeispiels zu verleiten. Mit dem *einen* Gerechten auf der anderen Seite erinnern sie daran, dass mitfühlende Menschlichkeit über alle Grenzen hinweg Brücken schlagen und sich grundsätzlich auch unter massivstem Terror behaupten kann.

Entsprechend hätten die Hamburger Verantwortlichen gut daran getan, ebenfalls eine Verbindung zu der anderen Seite sichtbar zu machen, also zum Beispiel Verweigerer oder Verhinderer von Untaten entsprechend zu würdigen. Das wäre eben sowenig ein

Abstrich an der Schaurigkeit der unlegbar geschenehen organisier-
ten Verbrechen wie die Herausstellung Schindlers im Falle des
Holocaust. Den Besuchern würde die Chance geboten, sich auf der
Gegenseite des niederdrückend Negativen mit ermutigenden Bei-
spielen von Widerstandsfähigkeit zu identifizieren. Vielleicht kom-
men die Ausstellungsmacher ja bei der anstehenden Überarbeitung
selbst darauf, ihr Konzept unter diesem Aspekt noch einmal zu
überprüfen und es nicht beim Austausch strittiger durch unstrittige
Verbrechenszeugnisse bewenden zu lassen.

Maschinengewehre hinter der Front

Zurück zum Jahr 1943. Nach schleppend verlaufender Genesung im Lazarett war ich vorerst frontdienstuntauglich. So konnte ich mich von der leichten Artillerie zu einer Sanitätskompanie versetzen lassen, die in der Berliner Charité kaserniert war. Von dort konnte ich befristet mein Medizin- und – unerlaubt – auch mein Philosophie-Studium aufnehmen. Dass die Leichen, die wir in der Anatomie präparierten, aus der Hinrichtungsstätte Plötzensee stammen sollten, war ein Gerücht, dem niemand auf den Grund zu gehen wagte. Vom Büffeln der tausend Daten der vorklinischen Naturwissenschaft erholte ich mich in den philosophischen Seminaren und Vorlesungen von Nicolai Hartmann und Eduard Spranger. Es war Sprangers Spezialität, aus der Philosophie, der Literatur, der Theologie und der Kunst den gemeinsamen Geist einer Epoche zu erfassen, was er geisteswissenschaftliche Psychologie nannte, eine Methode, von der ich mich u. a. für mein späteres Werk »Der Gotteskomplex« inspirieren lassen würde. Noch heute sehe ich gelegentlich den bedächtigen, grüblerischen Hartmann und den mit heller Stimme dozierenden Spranger vor mir und erinnere mich präzise an manche ihrer Formulierungen.

Irgendwann kam mir der Gedanke, meine Medizinerkollegen aus der Studentenkompagnie müssten wenigstens auch einmal etwas anderes über den Menschen hören als immer nur von der Anatomie und der Chemie der Maschine Organismus. So schlug ich dem die Kompanie befehligen Stabsarzt vor, Eduard Spranger zu einem Vortrag einzuladen. Es klappte. Spranger sagte zu. Und so hörten 150 akademische Sanitätssoldaten vor ihrer erneuten Abkommandierung zur Front einen großartigen Vortrag Sprangers über ärztliche, aber auch allgemeine ethische Probleme. Es war eine Sternstunde, allerdings auch verwirrend, inmitten der Destruktivität der Kämpfe an vielen Fronten und der Städtebombardierungen an eine Ethik gemahnt zu werden, die weit über die humanitären

Pflichten der ärztlichen Berufsgruppe hinaus die Grundlage für den kulturellen Menschheitsfortschritt überhaupt bilden sollte. Denn mit Bedacht benutzte Spranger die Gelegenheit, die Prinzipien des hippokratischen Eides mit einer allgemeinen Pflicht zum Helfen und zum Schutz des Lebens zu verbinden. Im Grunde war es ein nur mäßig verhüllter Antikriegsvortrag. Er hinterließ einige Unruhe. Ob der Stabsarzt, der nur bewundernde Worte fand, die Brisanz der Rede nicht durchschaut hatte oder nur so tat, war nicht sicher auszumachen. Ich war jedenfalls hochzufrieden über die gelungene Initiative. Obendrein machte mir der Stabsarzt das unverhoffte Angebot, noch ein eigenes Referat aus der Philosophiegeschichte vor der Kompanie zu halten. Mit Feuereifer stürzte ich mich auf die Vorbereitung. Heraus kam ein in Teilen fast auswendig vorgetragener Vortrag darüber, was mich an der Philosophie der Romantik faszinierte. Auch ich dachte daran, damit etwas von einer humanistischen Gegenwelt gegen den herrschenden Kriegsgeist zu vermitteln. Unter den wohlwollenden Reaktionen freute mich besonders diejenige meines Freundes Dieter, den ich bereits im Lazarett kennen gelernt hatte und mit dem ich noch lange Jahre über den Krieg hinaus verbunden bleiben würde. Dieter hatte eine jüdische Mutter, war mit Glück in der Wehrmacht untergetaucht, beschäftigte sich wie ich mit Philosophie, darüber hinaus mit Anthroposophie und fernöstlichen Religionen. Als Sohn eines ehemaligen deutschen Botschafters war er schon weit in der Welt herumgekommen und verfügte über eine überragende Bildung.

Bald wurde ich indessen von Dieter getrennt und zusammen mit drei anderen zu einem Ortslazarett an der Italienfront in Marsch gesetzt. Wir fuhren auf der Via Emilia im Konvoi hinter einem Lkw her, auf dessen Ladefläche acht Soldaten untergebracht waren. Fast lautlos schossen aus einer Wolke zwei amerikanische Jäger heraus – ein kurzes Knattern, dann blieb der Lkw vor uns stehen. Alle acht auf der Ladefläche waren tot – einige kniend, andere liegend auf den Boden gepresst, einer schon im Abspringen begriffen.

Das Ortslazarett lag am südlichen Rande des Apennin, nahe Bologna, in einem kleinen Straßendorf. Das Lazarettgebäude war für angreifende Kampfflugzeuge mit einem großen roten Kreuz auf dem Dach kenntlich gemacht worden. Obwohl ich noch keine einzige klinische Vorlesung gehört hatte, hatte man mich bereits in die Uniform eines Feldunterarztes gesteckt. Mir wurde die Leitung des Labors übertragen. Sehr schnell fand ich mich in meine neue Aufgabe hinein: Malaria, Gelbsucht, Tuberkulose und Tripper waren die Hauptkrankheiten, zu deren Diagnostik ich behilflich zu sein hatte. Die periodisch auftretenden Malaria-Erreger waren leicht mit dem Mikroskop in den roten Blutkörperchen zu erkennen, Tuberkelbazillen mussten bei offener TB in Speichel durch Anfärben sichtbar gemacht werden. Für Leberentzündungen, die man damals noch nicht nach Typen differenzieren konnte, gab es einfache Bestimmungen in Urin und Blut. Brennen beim Wasserlassen, das hieß in jeden Fall Verdacht auf Tripper, also Abstrich mit einer Platinöse aus der Harnröhre und mikroskopische Suche nach den paarweise beieinander liegenden semmelförmigen Erregern, den Gonokokken.

Positiver Tripperbefund – damit fielen die Ärmsten jener Kriegsméizin in die Hände, die Sigmund Freud einmal mit seiner Formel von den »Ärzten als Maschinengewehre hinter der Front« benannt hatte. Tripper, meist durch Kontakt mit italienischen Prostituierten – das hieß drei Tage verschärften Arrest, zuvor aber Auslieferung an den chirurgischen Stabsarzt Paul, der den Infizierten eigenhändig strafweise 10 Kubikzentimeter Äther in den Gesäßmuskel spritzte. »Gonoprostatin« nannte er das vermeintliche Medikament, das in Wahrheit zu nichts anderem als zur Erzeugung bestialischer Schmerzen bestimmt war. Heulend und winselnd krochen die Opfer auf allen vieren durch die Flure, bis die höllischen Schmerzen, durch die Reizwirkung des Äthers, nach 24 Stunden allmählich schwächer wurden. Dr. Paul redete von Abschreckungsstrafe. Aber dieser rationale Zweck spielte für ihn wohl eine geringere Rolle als sein ungehemmtes Vergnügen an dem ekelhaften

Schauspiel. Es ging das Gerücht um, dass es mit seiner eigenen Sexualität haperte. Nicht einmal der Kompaniechef wagte, ihn in die Schranken zu weisen. Ich hatte nur Spott geerntet, als ich mich mit Bedenken vorgewagt hatte. Sonst war dieser Chirurg ein aufopferungsvoller Arzt. Stauten sich größere Zahlen von Verwundeten, operierte er bis zum Umfallen, einmal zwei Tage und zwei Nächte, fast ohne Schlaf. Phasenweise war er ordinär, distanzlos, betrank sich ohne Hemmung. Dann wieder war er gutmütig und einfühlsam. Herrschten Not und Chaos ringsum, stöhnten die anderen und machten serienweise schlapp, riss er alle mit und leistete Unglaubliches bei den schwierigsten Operationen. Vier Jahre Krieg als Frontarzt hatten ihn kaputtgemacht. Aber weil man wusste, dass er an den Tagen mit Höchstbelastung der verlässlichste und kompetenteste Mann war, sah man ihm seine Schwächen, seine Saufereien und sadistischen Anfälle nach. Übrigens versäumte er es nicht, die Tripperkranken nebenher mit einer korrekten Chemotherapie zu versorgen.

Einmal wurde ein 17-jähriger Bauernjunge aus einer Gebirgsjäger-Einheit in bejammernswertem Zustand eingeliefert. Ein Arm war ihm – wie sich herausstellte – durch eine eigene Handgranate abgerissen, die er nicht fortgeworfen hatte. Er war gerade erst an die Front geschickt worden und kauerte in den letzten Wochen allein in seinem Schützenloch, 50 Meter vom nächsten entfernt, dem Dauerbeschuss durch die Amerikaner ausgesetzt, nachts bei permanenter Scheinwerferbeleuchtung der Front. Das hatte er nicht mehr ausgehalten. Verzweifelt hatte er der Mutter geschrieben, er werde bald wieder bei ihr sein. Weil man ihm nicht mehr traute, hatte man den Brief abgefangen und vermochte ihn nunmehr auf der Stelle zu einem Geständnis zu nötigen. Selbstverstümmelung hieß Todesstrafe. Aber eine sich human gebende Vorschrift untersagte deren Vollstreckung, solange der Schuldige noch mit einer offenen Wunde behaftet war. Also musste der von schrecklichen Schmerzen gepeinigter Junge erst noch ordentlich behandelt und gepflegt werden. Diesen Prozess zu beschleunigen, schien eine Hauptsorge des

Kompaniechefs zu sein, eines schneidigen Internisten, der sich täglich aus eigenem Augenschein vergewisserte, ob man den Jungen nicht bald zur Exekution ausliefern könne. Es kam mal ein knappes Wort des Bedauerns, aber nicht der mindeste Zweifel an der Notwendigkeit der Todesstrafe. »Zuerst sind wir Soldaten und für die Moral der Truppe mitverantwortlich«, also genau die Identifizierung mit der Funktion »Maschinengewehr hinter der Front«. Manche meinten, dass der Chef immer noch nach einem höheren Orden gierte. Als verklemmter zwanghafter Militarist war er der genaue Gegenteil zu jenem Chirurgen. Aber was zog ihn täglich zu dem schwer verletzten Jungen? Es schien da doch eine geheime innere Verbindung zu geben. Heute vermute ich, dass das Opfer des Jungen für den Chef eine Art innerer Reinigung bedeutete, dass er also in der Projektion einen verdeckten Selbsthass ausagierte. Allerdings waren angesichts des unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs der Front fassungslos über die Erbarmungslosigkeit des Stabsarztes. Aber der Junge hatte Glück. Die Amerikaner kamen schneller, als sein Armstumpf heilte.

Gerade diese beiden Beispiele sind mir als Belege dafür in Erinnerung geblieben, was vielen so schwer begreifbar zu machen ist: nämlich wie destruktiv längere unmittelbare Kriegserfahrung in die Psyche eingreift und wie verletzlich die dünne Schicht der inneren Kontrollmechanismen ist, die unser zivilisiertes Zusammenleben aufrechterhalten.

Desertion und Flucht

Fast jeder Tag in diesem Herbst 1998 verschafft mir Eindrücke, die mich darin bestärken, an meinen Erinnerungen weiterzuarbeiten. Ein Journalist vom Bayrischen Fernsehen, Bernd Dost, hat mich gerade über eine Stunde vor der Kamera darüber reden lassen, wie ich dazu gekommen sei, mich bis in mein vorgerücktes Alter hinein als Arzt gesellschaftlich und politisch zu engagieren. Wie immer bei dieser mir häufiger gestellten Frage habe ich es schwer, eine Begründung anzugeben, noch dazu in der Knappheit, wie sie das Fernsehen wünscht. Es wird mehr ein Gestammel davon, dass wohl alles mit dem Versuch zusammenhänge, jene Erinnerungen zu verarbeiten, die zu notieren und kritisch zu reflektieren ich gerade im Begriff sei. Ich spreche von der persönlichen Erfahrung der Bestialisierung im Krieg, von der erst allmählich durchschauten Nazilogik der Ausrottung »unwerten« bzw. der Unterdrückung »minderwertigen« Lebens im Rahmen einer größenwahnsinnigen Machtpolitik, schließlich von meiner Überzeugung, dass in der ungebrochenen Atomrüstung eine neue anonyme Megalomanie stecke, deren Gefahr nur durch praktisches Engagement genügend sichtbar gemacht werden könne.

Noch während die Fernsehleute mit dem Einpacken ihrer Geräte beschäftigt sind, fragt mich telefonisch ein Herr vom ZDF, ob ich bereit wäre, in einer Nachtsendung zum Thema Krieg und Frieden mitzuwirken. Für mich sei vorgesehen, dass ich in insgesamt drei Minuten drei Statements zur Erläuterung meiner pazifistischen Position abgebe, was dann in eine zweistündige Gesprächsrunde eingespielt werden würde. Der Fernsehmann nennt ein paar Namen, darunter Cora Stephan. Natürlich denke ich keinen Augenblick daran, mich dieser Inszenierung auszusetzen, erstens wegen der drei Minuten, die nur ein paar oberflächliche Kurzformeln zulassen würden, und zweitens, weil ich mich in das anschließende Rundgespräch nicht mehr einmischen könnte, um meine Position

zu verteidigen. Es bedarf, so scheint es mir, keines besonderen Argwohns, schon aus der Inszenierung des ZDF-Mannes herauszulesen, dass er mich – im Gegensatz zu dem Gestalter der Sendung des Bayrischen Fernsehens – allein durch die Redebeschränkung auf drei einminütige Thesen innerhalb einer zweistündigen Diskussionsendung eher als Reizfigur denn als ebenbürtigen Partner einzusetzen gedenkt.

Allerdings verwundert mich solches Ansinnen nicht besonders. Schließlich weiß ich, dass mein eigener Pazifismus für manche suspekt geworden ist, zumal für die Schar der 68er-Renegaten, die mit dem »Kursbuch«-Heft »Verräter« von 1994 eine neue Political Correctness verkündet und die Abkehr von ihren alten friedenspolitischen Visionen als Befreiung verkündet haben. Zu jenem Kreis gehört die eben genannte Cora Stephan, die sich in ihrem neuen Buch »Das Handwerk des Krieges« auf die bekannten gewaltträchtigen Initiationsriten beruft, mit denen die Jungen in den Männerbund aufgenommen würden. Dies beweise, »dass erst durch den Krieg der Mann zum Mann wird – und die Frau zur Frau«. Schon die Schimpansenmännchen böten mit ihrer Aggressivität die Gewähr dafür, dass Weibchen und Kinder vor Räubern oder anderen aggressiven Männchen verschont blieben. Ach hätte sie doch nur, denke ich bei mir, Erich Fromms großartige »Anatomie der menschlichen Destruktivität« gelesen, um aus dessen gründlich erhobenen Befunden zu erkennen, wie unsinnig ihre instinkttheoretische Erklärung des Krieges ist. Denn die Zahl und Intensität der Kriege ist mit der Entwicklung der technischen Zivilisation nicht kleiner, sondern größer geworden. Am niedrigsten ist sie bei primitiven Stämmen ohne einen ständigen Häuptling. Fromm hätte ihr zu der Erkenntnis verhelfen können, dass »die größeren Kriege unserer Zeit genau wie die meisten Kriege zwischen den Staaten des Altertums nicht durch aufgestaute Aggressionen verursacht wurden, sondern durch die instrumentale Aggression der militärischen und politischen Eliten«. Dementsprechend sehe ich es nicht als Zufall an, dass sie im Literaturverzeichnis ihres Buches unter nicht

weniger als 270 Titeln Fromms Untersuchung über die Destruktivität ebensowenig aufführt wie Sigmund Freuds Schrift »Warum Krieg?«

* * *

Ein Fallschirmjäger-Regiment fiel auf dem Rückzug in unseren Lazarettort ein. Weil die Soldaten froren, jagten sie die Italiener aus manchen Häusern, sprengten diese in die Luft, nur um Brennholz zu gewinnen. Sie hausten wie entfesselter Mob. In der Endphase des Kampfes schwanden alle Hemmungen. Die amerikanischen Tiefflieger schossen rücksichtslos auf alles, was sich bewegte, auch auf die Rotkreuz-Fahrzeuge unserer Sanitätskompanie, als diese eiligst nach Norden abrückte. Meinen tüchtigen Stellvertreter im Labor zerfetzte eine Bordkanone. Ich war im Moment des Aufbruchs Gelbsucht-Patient und hielt mich mit trockenen Keksen und Tee aufrecht. Aber mir wuchsen neue Kräfte, als ich mich mit meinen Freunden Ulrich und Benno zu desertieren entschloss. In spätestens zwei Tagen würden wir in einem amerikanischen Gefangenenlager schmoren, wenn wir uns jetzt nicht entschlossen davonmachten. Die anderen beiden versorgten sich umgehend aus verlassenem Häusern mit Fahrrädern und brachten mir eines mit. Zwischen den einzelnen Tiefflieger-Attacken bahnten wir uns unseren Weg durch die gestauten Fahrzeugkolonnen, in einem übermütigen Freiheitsgefühl, das uns alle Angst vor den Gefahren unseres Unternehmens vergessen ließ. Bald gab uns die Dämmerung Schutz. Wir kamen flott voran. In mattem Mondlicht schmuggelten wir uns auf eine Fähre, die uns über den Po setzte. Anderentags schnappte man uns bei der Einfahrt in Verona. Auf einem Sammelplatz wurden Kampfgruppen zusammengestellt. Wir sollten mit Karabiner und 20 Schuss Munition die 20 Kilometer entfernt anrückenden Ami-Panzer aufhalten. Aber mit der nachdrücklich vorgebrachten Lüge, ich sei beauftragt, zusammen mit den Kameraden einen Hauptverbandsplatz-Standort in Brescia einzurichten, kamen wir nach eini-

gem Hin und Her wieder frei. Weiter ging es bis zur zweiten Auffangstelle in der Nähe des Gardasees. Nach einigen Stunden Rast sollten wir uns frühmorgens beim Standortkommandanten zum Einsatz melden. Aber schon lange zuvor waren wir wieder auf der Flucht nach Norden. Je näher wir den Bergen kamen, umso mehr wuchs in mir die Sicherheit, dass wir heil davonkommen würden. In der folgenden Nacht goss es in Strömen. Ein Landser, der mit seinem LKW auf dem Weg nach Meran war, erbarmte sich unser. Unter der Plane der Ladefläche kauerten wir uns dicht hinter dem Führerhaus zusammen und tuckerten so einigermassen regengeschützt durch die Dolomiten – bis zu einer SS-Kontrolle. Immer noch Strippenregen. Ein SS-Mann kontrollierte den Fahrer. Dann die Frage: »Hast du hinten Landser drauf?« »Nein.« Der SS-Mann kletterte an der Rückwand hoch. Beim Lüften der Plane übergoss er sich mit einem Schwall Regenwasser. Fluchend, ohne uns entdeckt zu haben, sprang er wieder ab. »Das war knapp!« meinte Ulrich. In der Tat, es wäre wohl das Ende – nicht nur unserer Flucht – gewesen.

Am nächsten Vormittag radelten wir unbehelligt durch die offene Lazarettstadt Meran. Nachmittags erreichten wir Naturns am Eingang des Schnalstals und ließen dort unsere Räder bei einer erstaunten Bäuerin zurück. Nur noch einmal wurde es heikel, als wir beim Aufstieg ins Schnalstal ein Quartier der Waffen-SS passieren mussten. Aber keiner hielt uns auf. Der Rest war nicht mehr Flucht, sondern nur noch Strapaze. Noch vor der Morgendämmerung erreichten wir den hoch gelegenen Gasthof Kurzras, stärkten uns dort noch einmal, ich mit einer Portion Trockenkeks – das einzige, was mein Magen vertrug. Dann wateten wir in dichtem Schneetreiben los, immer tiefer einsinkend, weil es oben schon lange geschneit hatte. Von einem Weg gab es keine Spur mehr. Mit dem Kompass in der Hand quälten wir uns mühsam bergan, ich als der Bergerfahrene immer voraus, bei 10 Meter Sichtweite im Nebel, im Zickzack zwischen den flankierenden Bergwänden, bei jedem Schritt bis zu den Knien einsackend. Dass wir nach Stunden auf dem vergletscherten Hochjoch (2900 Meter) ankamen, merkten wir nur daran,

dass es plötzlich abwärts ging. Schließlich riss der Nebel auf. Der sanft abfallende Hochjochgletscher breitete sich vor uns als ein menschenleeres glänzendes Tuch aus. Aber die Anstrengung, bei jedem Schritt das jeweils versackte Bein wieder aus einem tiefen Loch herauszuziehen, wurde nicht geringer. Endlich, nach 16 Stunden, klopfen wir nachts an die Tür des letzten Hauses im Nordtiroler Rofental. Noch heute höre ich den Bauern zweifeln: »Das glaub ich euch nicht, dass ihr bei den Verhältnissen über das Joch gekommen seid.« Am Ende musste er es glauben.

Zwei Tage später stapften Ulrich und ich – Benno scheute die Mühe – noch einmal im Tiefschnee von Gries im Sulztal hoch zum Winnebachjoch. Unter uns krachte ein Lawinenhang, aber brach nicht ab. Als sich die Lawine gleich danach löste, waren wir schon in Sicherheit. Aber noch über Wochen würde sich das Gerücht halten, wir seien unter der Lawine umgekommen. Schließlich überquerten wir das Joch und erreichten wieder erst in der Nacht unser Ziel, das Gasthaus Lüsens im Sellraintal. Danach mehrere Tage schneeblind mit eiternden, höllisch brennenden Augen im abgedunkelten Zimmer. Das war unser Kriegsende.

Tage später lauschten wir im Radio den bewegenden Worten Winston Churchills, dass Großbritannien seine Bündnispflicht gegenüber den überfallenen Polen erfüllt habe. Es ging uns nahe, weil wir, die Geschlagenen, uns in diesem Moment auf der Seite der Befreiten fühlten. Auf Englisch wurde uns gesagt, dass wir jetzt wieder unser eigenes Leben führen durften.

Kurze Freiheit in den Bergen

Das einsame Gasthaus, malerisch am Talende unter der Felspyramide des Fernerkogels und dem damals noch tief herabhängenden Lisenser Gletscher gelegen, früher Erholungsheim für die Mönche des Klosters St. Wilten, erschien mir wie eine kleine Arche Noah – Zuflucht für ein buntes Völkchen von Flüchtlingen, Ausgebombten und ein paar Dauergästen. Gemeinsam zehrten wir von dem üppigen Proviand, den ein etwas undurchsichtiger Wehrmacht-Zahlmeister hierher in Sicherheit gebracht hatte. Alle waren voll von dramatischen Geschichten, die schlimmste war die einer Soldatenwitwe, die sich mit ihrem Sohn gerade noch aus der mörderischen Bombennacht in Dresden hatte retten können.

Ebenso wenig wie Ulrich dachte ich daran, mich im Tal den Amerikanern zu ergeben, nachdem wir uns mit so viel Mühe unsere Freiheit erobert hatten. Die wollten wir erst einmal gründlich auskosten. Vielleicht hier oben eine Weile wie Robinson leben, bis sich unten die Verhältnisse einigermaßen beruhigt und geordnet hätten. Wie gerufen kam uns deshalb das Angebot des gütigen alten Bergführers Alois Schöpf, mir bereits von einem früheren Urlaub her bekannt: Ob wir nicht das leer stehende Westfalenhaus beziehen wollten, eine 700 m höher gelegene Alpenvereinshütte, in der wir noch Dörrfleisch, Dörrgemüse und für eine Weile Brennholz vorfinden würden? Wir könnten die Hütte vor Heimsuchung durch allerlei herumstreunendes Gelichter schützen.

So fanden wir also unser Robinson-Paradies in einer menschenleeren hochalpinen Welt, umgeben nur von Murmeltieren und einigen Füchsen – und ab Mitte Mai von einem Dutzend Kühen auf einer Alm einige hundert Meter unterhalb, von wo wir uns mit Milch, Topfen und Graukäse versorgen konnten. Eine unwirkliche Idylle. Außer dem einen oder anderen versprengten deutschen Soldaten verirrte sich niemand in unsere Nähe. Eine Ruhe wie vor der Ära der touristischen Erschließung der Berge im 19. Jahrhundert.

Vor den Amerikanern waren wir ohnehin sicher, weil diese entweder zu ängstlich oder zu bequem waren, sich außerhalb der für ihre Jeeps befahrbaren Wege in den Bergen zu bewegen. So konnten wir gefahrlos noch in unseren alten Uniformen in den Bergen herumklettern, so viel wir wollten. Der alte Schöpf, der früher den Physiker Max Planck auf die Sellrainer und die Ötztaler Gipfel geführt hatte, erklärte uns viele schöne Kletterrouten. Fünfmal erstiegen wir zusammen den Fernerkogel-Nordgrat, einmal die Hohe Viller Spitze, die Wilde Leck über den Ostgrat, den Strahlkogel, mehrmals die Grubenwände direkt hinter der Hütte. Ulrich ließ sich von meiner fast lebenslangen Bergbegeisterung anstecken. Ich hatte schon als Siebenjähriger meine erste kleine begeisterte Geschichte über die Berge geschrieben und als 17-Jähriger meinen Abituraufsatz über die Menschen und die Landschaft des benachbarten Ötztals.

Einmal kam, von Bergführer Schöpf geschickt, ein Innsbrucker Schlosser zu Besuch, der nach Begleitung für eine einwöchige Reihe von Besteigungen im Stubai Ausschau hielt. Wir kamen einander schnell näher, als der Schlosser sich als kommunistischer Widerstandskämpfer entpuppte, der noch kurz vor Kriegsende einen amerikanischen Spion, der mit Fallschirm auf dem nahe gelegenen Sulztaler Gletscher gelandet war, nach Innsbruck geschleust hatte. Da Ulrich die Anstrengungen der Tour scheute, bot ich mich als Begleiter an. Bei wunderbarem Wetter erkletterten wir mehrere stattliche Gipfel, darunter den Pflerscher Tribulaun. Unterwegs bargen wir auch noch den Fallschirm des besagten Spions. Mein Begleiter erwies sich als ein ebenso zuverlässiger wie erzählfreudiger Partner, von dem ich manches über riskante Aufträge erfuhr, die jener für seine kommunistische Widerstandsgruppe erledigt hatte. Dass ich selbst bald die politische Unterstützung meines neuen Freundes nötig haben würde, konnte ich noch nicht ahnen.

Um sicherzugehen, dass Ulrich und ich unbehelligt das heimatische Berlin erreichen könnten, vertagten wir den Termin unserer Rückkehr das eine um das andere Mal. So genossen wir ausgiebig

unsere Regeneration in der Stille. An den langen Abenden am Herdfeuer erlebten wir immer wieder nach, was an Irrsinn und Barbarei hinter uns lag. Gerade bedachten wir, wie wir demnächst unsere Heimkehr am gescheitesten organisieren könnten, als uns die Franzosen, die inzwischen die Amerikaner in der Besatzerrolle abgelöst hatten, abrupt von dieser Sorge befreiten. Aufgrund einer Denunziation wurden wir einzeln verhaftet. Ulrich zog das erträglichere Los und kam mit kurzfristiger Unterbringung in einem Kriegsgefangenenlager davon. Meine eigene Gefangennahme – bei Rückkehr von einer Bergtour – zelebrierten die Franzosen wie einen heroischen militärischen Handstreich. Ich sollte mich als Nazi-Werwolf bekennen. Als ich darüber in Lachen ausbrach, schlug mir der vernehmende Leutnant ins Gesicht. Zwei bewachende Soldaten stürzten sich auf mich, als müssten sie mich an einer Revanche hindern. Zwei Pistolen hätte man auf der Berghütte unter Matratzen gefunden. Achselzucken. Der Leutnant kochte, weil sein Opfer die Posse nicht mit gebührender Demut mitspielte. Es war zu albern. Der befragte Regimentskommandeur schien ratlos. Längeres Palaver. Dann hieß es: ab ins Landesgerichtsgefängnis Innsbruck. Dort landete ich erst in einer Sammelzelle, dann – für vier Monate – in der bereits mit drei Insassen überbelegten Zwei-Mann-Zelle Nr. 44.

Hinter Gittern

Hier drängten wir uns nachts auf drei eng zusammengequetschten Strohsäcken. Wenn einer tagsüber ein paar Schritte in der Zelle hin- und herlaufen wollte, mussten sich die anderen drei in die Ecken kauern. Morgens um sieben und nachmittags um fünf je eine Scheibe trockenes Brot, dazwischen mittags ein Schöpfer wässrige Suppe.

Meine Zellengenossen waren ein Schmuggler, der jugendliche Chef einer Autoräuberbande und ein Dieb. Keine Zeitung, kein Radio – eine vollständigere Isolation als für manche später gefangene Terroristen. Natürlich auch keine Post. Vier Monate ohne Verbindung zu irgendjemand draußen – und in absoluter Ungewissheit über die Dauer der Tortur. Einmal drängte ich, dem Gefängnisleiter vorgeführt zu werden. »Gleich kriegst a Watsch'n!« herrschte mich der Wärter an, als ich nicht Ruhe geben wollte.

Ein großer Irrtum, der sich rasch aufklären würde – das war meine erste Reaktion, also das Verleugnen der Realität. Rasende Wut war die zweite, gefolgt von einer kurzen Phase stiller Verzweiflung. Ich war in diesen ersten Wochen froh, dass die anderen mich kaum ansprachen, dafür mit dem Austausch von allerlei Geschichten ein wenig ablenkten. Dabei ging es oft darum, einander zu imponieren oder sich vor sich selbst zu bestätigen – offenbar um die schwer ramponierte Selbstachtung leidlich zu stabilisieren. Lieblingsthemen waren sonst Sex und Esserei. Einer war gelernter Konditor. Seine Rezepte, von denen man nicht genug hören konnte, lieferten eine momentane halluzinatorische Ersatzbefriedigung. Für eine wenig ersprießliche Unterhaltung sorgten sonst Scharen von Flöhen und Kopfläusen, die sich schließlich dezimieren, aber nicht austilgen ließen. Morgens eine halbe Stunde »Spaziergang«. »Kapfen auf, Abstände halten, flottes Tempo« befahl ein Emaille-Schild. Vier Wärter mit Karabinern passten in den Ecken des Hof-Gevierts auf.

Vielleicht klingt es sonderbar, wenn ich diese schlimme Zeit im Nachhinein als eine der prägendsten meines Lebens betrachte, die ich keineswegs missen möchte. Es kam mir sogar so vor, als hätte ich das Gefängnis in irgendeinem Winkel meines Unbewussten herbeigewünscht. Als hätte ich mich schon darauf vorbereitet, als ich während meiner Gelbsucht in Italien fasziniert Dostojewskis »Aufzeichnungen aus einem Totenhouse« gelesen hatte, die Verbannungsgeschichte des Dichters. Die Situation war nur auszuhalten, wenn ich sie annahm und mich nicht länger in innerem Kampf gegen sie aufrieb. Ich musste mir mein Schicksal persönlich aneignen, als eine notwendige Prüfung begreifen, die ich bestehen wollte. Diese Besinnung kam aber erst nach der erwähnten Eingangsphase von innerer Auflehnung, gefolgt von tiefer Niedergeschlagenheit. Dann erst trat ein Zustand ein, der ähnlich in manchen Psychoanalysen, allerdings kaum in vergleichbarer Dichte erreicht wird. Die innere Bühne belebte sich mit vielen scheinbar längst untergegangenen Szenen. Aber nicht als bloße Wiederaufführung alter Filme. Sondern wie mit der Aufforderung, neu Stellung zu beziehen, Unterlassenes nachzuholen, Unrecht wieder gutzumachen. In der jetzigen Isolation erst wurde mir bewusst, wie leichtfertig und undankbar ich mit manchen Menschen umgegangen war, deren Vertrauen und Liebe mich gestützt hatten. Jetzt erst spürte ich in mir in vollem Maße die eigene Liebe, die ich ihnen zeigen wollte, wenn ich wieder freikäme. Etwa zum verschlossenen Vater, gegen dessen Wunsch ich zur Welt gekommen war, der mich später aber bei aller Ambivalenz mit Geduld und großer Zuverlässigkeit gefördert hatte, wo immer er konnte. Erst recht der Mutter gegenüber, deren intensive Gefühle mich von früh an genährt hatten, die ich dann aber oft zurückgestoßen hatte, als ich sie zu besitzergreifend erlebte. In meiner Phantasie arbeitete ich an zahlreichen missglückten Szenen, schrieb in Gedanken viel mehr Briefe, als ich den Wärtern in die Hand gab. Auch das Grauen der Russlandkämpfe kam wieder in mir hoch – die Gesichter der Angst, des Entsetzens. Und immer wieder auch die jungen russischen Eltern in ihrer Sorge um

ihr schwer krankes Kind. Sehlichst wünschte ich diesem kleinen Jungen, der mein Leben ahnungslos gerettet hatte, dass er heil davongekommen sein möge.

Heute staune ich, dass diese vier Gefängnismonate, in denen mein äußeres Leben stillstand, in mir bei weitem lebendiger erhalten sind als viele Perioden, die prall mit Unternehmungen, neuen Begegnungen und »Events« gefüllt waren. Wie unwichtig waren die Anlässe vieler meiner Ängste gewesen, wie lächerlich manche Blamagen, wie überflüssig die Verheimlichung mancher meiner Schwächen. Es gab so wenige wichtige Dinge, für die man sich ganz einsetzen müsste. Ich würde in Zukunft meine Freiheit in einer neuen Gesellschaft ganz anders für wesentliche Ziele nutzen, als ich es ohne die Erkenntnisse gekonnt hätte, die mir in der momentanen extremen Unfreiheit zuteil geworden waren. Ein Buch wie »Flüchten oder Standhalten« hätte ich später ohne diese vorbereitenden Gefängniserfahrungen nicht schreiben können. Wenn ich mir in künftigen Jahren zutraute, während der drei Monate akademischer Sommerferien in strenger Klausur ein Buch zu schreiben, was mir mehrmals gelingen sollte, so stützte ich mich auf die Erinnerung daran, wie viel produktive Selbstbesinnung zu Stande kommen kann, wenn man sich aller zerstreuenden Abreaktionen enthält.

* * *

Es waren nicht nur bedrückende und mahnende, auch viele wärmende Bilder, mit denen ich in der Zelle lebte. Haarklein erzählte ich mir immer wieder Szenen aus einer kurzen Liebesgeschichte während meines Italien-Einsatzes nach. Als Nachfolger eines unmittelbar zuvor von Bomben erschlagenen Offiziers war ich kurze Zeit bei einer Arztfrau mit zwei Töchtern einquartiert gewesen. Auf Luisa, die jüngere der beiden, war ich spontan geflogen. Sie war 17, scheu mädchenhaft, aber voll von brennenden Gefühlen, die sie mir bald ungeschützt schenkte, soweit es die immer wachsam besorgte Mutter zuließ. Aber bald schmolz deren Misstrauen, und